

Zu Johann Peter Hebels Gedächtnis

Autor(en): **Greyerz, Otto v.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **6 (1926-1927)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Anderen, einen wahren Gehalt, auch wenn dies im kurzlebigen Geschrei des Alltags — nicht beachtet wird!

Zu Johann Peter Hebels Gedächtnis.

(Gestorben den 22. September 1826.)

Von Otto v. Greyerz.

Hundert Jahre sind seit des Dichters Tod dahingegangen — und nichts haben seine Werke, die in einem einzigen Bande Platz finden könnten, von ihrem Werte eingebüßt. Als Hebel dichtete und schrieb, neigte sich die Sonne der Klassik zum Untergang und stieg der Mond der Romantik am jenseitigen Himmelsrande auf. — Seine Poesie war weder Klassik noch Romantik, sie stand außerhalb aller Schulen und Überlieferungen; aber daß es echte Poesie ist, eine Schöpfung eigenen Rechts, die keinen Nachweis der Zugehörigkeit braucht, um ihr Dasein zu rechtfertigen, das empfinden wir heute noch wie es die Zeitgenossen empfanden. Die Romantik kam und ging, andere „Schulen“ kamen und gingen, immer weiter weg von den Idealen jener unwiederbringlichen Zeit, Form und Inhalt jeder neuen Geistes- und Geschmacksrichtung angepaßt und jedem neuen Geschlecht sich mit dem Anspruch höherer, wenn nicht alleiniger Geltung aufdrängend — die „Alemannischen Gedichte“ und die „Erzählungen des Rheinischen Hausfreunds“ blieben, was sie waren. Sie kamen nicht aus der literarischen Mode, wie sie nie literarische Mode gewesen waren, sondern Geschöpfe einer ursprünglichen, in sich selbst gegründeten Dichterkraft. Ungeahnt und unvorbereitet blühte diese Poesie auf, nicht mit jener „historischen Notwendigkeit“, welche die Geschichtsschreiber der Literatur mit vieler Klugheit hintendrein nachzuweisen beflissen sind; sie war einfach eines Tages da — oder doch eines Jahres, denn die meisten seiner alemannischen Gedichte brachen von 1801 bis 1802 hervor, Kinder des Heimwehs nach dem Jugendland, dem Wiesental. Sie waren da, neu und vollkommen in ihrer Art, Form und Stoff und Gehalt aus einem Guß, notwendig von innen heraus, wahr und durchsichtig bis in die geheimen Gründe der Empfängnis, wo kein menschlicher Scharfsinn hinabdringt und Rätsel Rätsel bleibt.

Warum dieses Himmelsgeschenk gerade der alemannischen Erde zuteil wurde; ob hier der Boden empfänglicher und fruchtbarer war für solchen Samen oder ob er, hart und felsig von Natur, dieses himmlischen Samens besonders bedürftig war — genug, er fiel auf alemannischen Boden, nährte sich von den Säften und Kräften seiner Tiefe, wuchs auf zu einer Pflanze von bodenständiger Gestalt und Würze.

Alemannisch heißt diese Gestalt und Würze seit Hebels „Alemannischen Gedichten“ von 1803. Es gab schon vordem mundartliche Gedichte, in Nord- und Süd- und Mitteldeutschland, auch in der ale-

mannischen Schweiz. Also daran lag's nicht, das Neue und Besondere, daß Hebel in seiner Mundart dichtete. Das taten andere auch. Sondern daran lag es, daß er die Mundart neue Töne lehrte, sie fähig machte, die innigsten Empfindungen des Herzens auszuströmen und den ernüsteren Gedanken, die sonst in der Brust des Volkes verstummen, anschauliche Gestalt zu geben. Daß die Mundart des gemeinen Mannes zu Schwänken und Spässen geeignet sei; daß sich in ihr scherzen und necken und lieben lasse, das war wohl bekannt, und da und dort einer, so Heinrich Voß in seinen plattdeutschen Idyllen, war auch schon darüber hinausgegangen und hatte Bilder aus dem Leben des Landvolkes in dessen eigener Sprache entworfen. Aber so mit ganzer Liebe zum Volk der Heimat, so innig verwachsen und vertraut mit seinem Denken und Fühlen, seiner Naturanschauung und Lebensbetrachtung, seinem Alltag und seinem Sonntag, hatte keiner gedichtet wie Hebel. Ganz als Kind dieses Volkes sich fühlend und doch durch Geistesbildung darüber hinausragend; von der Muttermilch der Volkssprache genährt und doch mit der Dichtersprache Schillers und Goethes vertraut, fand er als Erster die Kunst, das Ewig-Menschliche im Gewande eines engbegrenzten Daseins und einer an Kunstformen armen, an feelischem Ausdruck unmündigen Volkssprache lebensvoll darzustellen.

Welchen Weg sein Sprachgenius ihn führte, läßt sich an einzelnen Stellen seiner Dichtung, da, wo die Sprache sich deutlich über die Mundart hinausschwingt, leicht erkennen; so etwa in jenen mehrfach wiederkehrenden Versen der „Wiese“, in denen des Feldbergs liebliche Tochter angeredet wird:

Wo dy lieblichen Odem wäiht, se färbt si der Rase
Grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Ehrüter uf, es stöhn in frischere Gestalte
Farbige Blüemli do, un d'Zimml chömmen un suugge.

Unaufdringlich, anmutig, aber unverkennbar mischen sich Ausdrücke und Wendungen der Schriftsprache in die schlichte mundartliche Rede („Wo dy lieblichen Odem wäiht“ — „färbt si der Rase“ — „in frischere Gestalte“), geben ihr festlichen Schmuck und verklärtere Züge. Aber auch ohne schriftsprachliche Anleihen, mit rein mundartlichen Mitteln, die nur einer schönheitsgeligen Phantasie ihren Glanz verdanken, erreicht Hebel in gewissen Schilderungen den feierlichen Ton andächtigen Schauens; so in der „Bergänglichkeit“, wo der Bauer seinem Söhnlein vom Weltuntergang redet:

See, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.
Un mit der Zyt verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter uus um Mitternacht,
E fremde Maa, me weiß nit, wer er isch;
Er funklet wie ne Stern un rüeft: „Wacht auf!
Wacht auf, es kommt der Tag!“ — Drob rötet si
Der Himmel, un es dundret überal,
Zerst haimli, als gmach lut, wie sellemol,
Wo anno Sechsenünzgi der Franzos
So uding gschosse het. Der Bode wanft,

Aß d'Chilchtürm gunge; d'Glocke schlagen a
 Un lütte selber Bettzyt wyt un brait,
 Un alles bettet. Druber chunnt der Tag;
 D, bhüet is Gott, me bruucht ke Sunn derzue:
 Der Himmel stoht im Bliß un d'Welt im Glast. . .

Noch erhabener vielleicht ist das Bild der Auferstehung im „Wächter in der Mitternacht“ gestimmt:

Du liebi Seel, was wird's e Fyrtig sy,
 Wenn mit der Zytt die letschti Nacht versinkt
 Un alli goldne Sterne groß un chlai,
 Un wenn der Mond un 's Morgerot un d'Sunn
 In Himmelslicht verrinnen un der Glast
 Bis in die tiefe Gräber abedringt,
 Un d'Mueter rüest de Chindlene: „'s isch Tag!“
 Un alles us em Schloß verwacht un do
 Ke Laden usgoht, dört e schweri Tür!
 Die Tote luegen uuse jung un schön;
 's het mengge Schade guetet übernacht
 Un menggi tiefi Schnatte bis ins Herz
 Isch hail. Sie luegen uuse grund un schön
 Un tunke 's Gsicht in Himmelsluft; sie stärkt
 Bis tief ins Herz.

„Sie tunke 's Gsicht in Himmelsluft“ — so etwas war undenkbar vor Hebel in mundartlicher Poesie. Solche Töne hat erst er die Mundart gelehrt. Erst seine Phantasie nahm den Flug in jene reinern Höhen, die Klopstock und Goethe in der Lyrik erklimmen. Der Umstand, daß Hebel und Goethe einmal den gleichen poetischen Vorwurf behandeln haben, daß sie beide den Lauf eines Flusses durch dichterische Personifikation beleben wollten, Hebel in der „Wiese“ und Goethe in „Mahomets Gesang“, gibt uns Gelegenheit, den Gegensatz zwischen Goethes heroischer und Hebels idyllischer Grundstimmung zu erkennen.

Seht den Felsenquell!
 Freudehell
 Wie ein Sternenblick
 Über Wolken
 Nährten seine Jugend
 Gute Geister
 Zwischen Klippen im Gebüsch.

Es sind reimlose freie Rhythmen, wie der junge Goethe sie liebte; hingeworfene Einzelbilder, zwischen Gleichnis und Wirklichkeit schwebend, fast nur Andeutungen von Bildern; man fühlt die Hast des Erlebens, die drängende Flucht der Einfälle.

Hebel geht vom gleichen Gedanken aus — ob Goethes Gedichte ihm vorgeschwebt oder nicht, lassen wir unerörtert —, auch seine Wiese, „des Feldbergs liebliche Tochter“, entspringt einem hochumwölkten Felsenbett, wo gute Geister ihre Kindheit beschützen. Aber wie anders schildert er! Er schildert wirklich, was Goethe nicht tut; liebevoll malt er aus, was jener mit blitzenden Strichen skizziert:

Im verschwiegene Schooß der Felse haimli gibore,
 Wo de Wulke gsäugt mit Duft un himmlischem Rege,

Schlooffch, e Bütschelichind, in dym verborgene Stübli
 Haimli, wohlverwahrt. No nie henn menschlich Auge
 Güggelet un gseh, wie schön my Meideli do lyt
 Im kristalene Ghalt un in der silberne Wagle;
 Un kai menschlich Ohr het no sy Otmen erlustret
 Oder sy Stimmlig ghört, sy häimlich Lächlen un Briegge.
 Numme stilli Gaisler, si göhn uf verborgene Pfade
 Us un h un ziehn di uf un lehre di laufe,
 Genn der e freudige Sinn un lehre di nützliche Sache.

Auch hier, nebenbei bemerkt, im Gemisch von reinster Mundart mit Anklängen an die dichterische Hochsprache („Schooß der Felse“, „menschlich Auge“, „sy Otmen erlustre“, „uf verborgene Pfade“) — doch halten wir uns dabei nicht auf. Wichtiger ist uns der Hinweis auf den Realismus der Phantasie, die keine Allgemeinheiten, keine unbestimmten Züge duldet, die wirklich, nicht nur andeutend personifiziert, aus dem jungen Felsenquell (bei Goethe) ein „Bütschelichind“ werden läßt, das — nicht zwischen Klippen im Gebüsch — sondern im „kristalene Ghalt“ in der „silberne Wagle“ atmet, lächelt, weint und wieder schläft. — Goethe selbst hat diesen Realismus, dieses Anpassungsvermögen der Hebelschen Phantasie, dieses „Verbauern des Universums“, wie er es nennt, bewundert. Er sagt (in seiner Rezension der Memmannischen Gedichte), während antike und antikisierende Dichter die Felsen, Bäume und Quellen durch idealische Figuren, Götter und Naturgeister beleben, verwandle Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten und „verbaure so auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint.“

„Stammverwandt“ nennt er den Verfasser der Memmannischen Gedichte. Und damit ist das Wichtige gesagt, daß diese Poesie, wenn sie auch niemals aus dem Landvolk des Wiesentals hätte hervorgehen können, dennoch tief aus dem Geist dieses Volkes geschöpft ist, aus seiner ganz an die Wirklichkeit gebundenen Anschauung, aus seiner idyllischen Lebensstimmung, seinem warmen, heitern, menschenfreundlichen Gemüt. Weil Hebels Geist von diesem Geiste war, weil er bei aller höheren Geistesbildung im Herzen doch ein Kind seines Volkes blieb, konnte er in seiner Dichtung dieses Volkstum zugleich verkörpern und verklären.

Er war der erste, dem das gelang unter den Dichtern deutscher Zunge. Er war der erste, der einer beschränkten und ungepflegten landschaftlichen Mundart zu hohem literarischem Ansehen verhalf und damit Unzählige ermutigte, in der angestammten Sprache ihres Volkes hervortreten: in Basel vor allem, wo eine ganze Dichterschule seinem Vorbild huldigte (Hagenbach Burckhardt, Mähly, Breitenstein, Meher-Merian), dann aber in weiterem Umkreise sowohl in Deutschland als der Schweiz. Das Vorurteil, daß „höhere Poesie“ nur von der literarischen Kunstsprache zu erwarten sei, ist zwar noch lange nicht gebrochen, aber durch Hebel ist es am stärksten erschüttert worden. Sein Name schützt wie ein Schild gegen die Verächter der Volkssprache. Die

schweizerische Mundartdichtung ist Hebels Namen und Beispiel zu unbegrenztem Danke verpflichtet.

* * *

Diese wenigen Gedanken, die nur wenigen Hauptzügen von Hebels Dichtung gerecht werden konnten, seien nicht abgeschlossen ohne Hinweis auf eine soeben erschienene hübsche Neuausgabe ausgewählter Gedichte, Geschichten und Briefe Hebels *) aus dem Herder'schen Verlag in Freiburg, mit einer gediegen-feinen Einleitung von Prof. P. h. Witkop und sprachlichen Erläuterungen von Prof. A. d. Sütterlin. Ausstattung und Illustration empfehlen den geschmackvollen Band zu weiter Verbreitung.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Sozialdemokratie und Außenpolitik.

Der Sozialismus ist seinem Wesen nach eine innerpolitische Angelegenheit. Wo er auf verfassungsmäßigem Wege zur Regierung und damit auch zur Leitung der Außenpolitik des eigenen Staates gelangte, hat er sich aufs engste an die Richtung der vorherigen bürgerlichen Führung angelehnt. Mac Donald und Herriot sind Beispiele dafür aus jüngster Zeit. Wo er, wie in Deutschland, nach dem Zusammenbruch des bisherigen Regimes, einen politischen Leerraum betrat, bewies er mehr guten Willen als wirkliche Fähigkeit zur äußeren Führung eines Reiches. Am schnellsten haben sich die neuen Machthaber Rußlands in ihre außenpolitische Aufgabe hineingefunden und, allerdings auch in Anlehnung an die zaristische Überlieferung, ihren Staat trotz schwerster Erschütterungen und äußerer Anstürme zu sichern vermocht.

Was dürfte man wohl von unserer schweizerischen Sozialdemokratie, wenn sie unverhofft zur Leitung unseres Staatswesens berufen würde, in außenpolitischer Hinsicht erwarten? Eine Frage, die nicht leicht zu beantworten ist. Immerhin wäre es unrichtig, den Blick vor der Tatsache zu verschließen, daß sich unsere Sozialdemokratie in den vergangenen Jahren eine gewisse Vertrautheit mit dem Aufgabenkreis der schweizerischen Außenpolitik erworben, und diese Außenpolitik in „nationalem“ Sinn beeinflusst hat, und zwar letzteres in viel höherem Maße, als die bürgerlichen Parteien, die noch immer gern den alleinigen Anspruch auf vaterländisches Tun und Handeln erheben, sich bewußt sind. Was in den letzten Jahren in den eidgenössischen Räten von sozialistischer Seite zu außenpolitischen Angelegenheiten vorgebracht worden ist, war nicht nur oft das Zutreffendste, sondern auch das vom staatlich-nationalen Standpunkt aus einzig Richtige. Man braucht sich deswegen über die äußeren Beweggründe der sozialistischen Vertreter keiner Täuschung hinzugeben. Aber wie der sozialistische Genfer Abgeordnete Nicole in der Juni-Session des Nationalrates zur Zonenpolitik des Bundesrates ausführte: Man muß den Baum an seinen Früchten und die Politik an ihren Ergebnissen erkennen. Hinter den schönsten Worten und Beteuerungen vaterländischer Gesinnung und Absichten kann sich persönliche Eitelkeit oder die Gewinnsucht ganzer, nur auf ihren privaten Vorteil bedachter Klassen verbergen. Entscheidend ist das schließliche Ergebnis. An ihm

*) Johann Peter Hebel. Gedichte, Geschichten, Briefe. Herausgegeben von Dr. P. h. Witkop, Freiburg i. Br. 1926. Herder & Co., G. m. b. H.